

Fernab der großen Bundespolitik und ihrer farbenfrohen Koalitionsverhandlungen will der Berliner Senat im Dezember ein Gesetz beschließen, das ebenfalls bundesweit politische Folgen haben könnte. Das Mobilitätsgesetz, das am 1. Januar 2018 in Kraft treten und neben dem ÖPNV vor allem den Radverkehr stärken soll, ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. In dem Gesetz artikuliert sich erstmals eine von vielen Menschen auch außerhalb Berlins gestellte Forderung nach einem Mobilitätswandel, die auf Bundesebene bisher kaum Widerhall fand. Bekanntermaßen beschäftigte sich das Verkehrsministerium lieber mit Mautplänen und dem Kleinhalten von Abgas-Skandalen. Dass das Mobilitätsgesetz kein reines Hauptstadt-Phänomen bleiben wird, zeigen ähnliche Vorhaben in Hamburg, München und Köln.

Das Gesetz wurde wesentlich durch die Initiative Volksentscheid Fahrrad angestoßen. Statt einer im Nichts verhallenden Konfrontation mit der Initiative zeigten sich Senatsverwaltung und rot-rot-grüne Landesregierung offen, weite Teile der Forderungen umzusetzen. Auch wenn Streit beim Gesetzesentwurf nicht ausblieb, kommen hier Initiatoren, Verbände und Politik erstaunlich eng zusammen. Nicht zuletzt gibt das Gesetz inhaltlich eine klare Richtung vor, indem es den Radverkehr innerhalb der städtischen Umweltzone von derzeit 13 auf 30 Prozent bis 2025 erhöhen will. Dafür ist der Bau von hundert Kilometern Radschnellwegen geplant, die breit genug sind für Überholmanöver. Nebenstraßen sollen zu Fahrradstraßen werden. Hinzu kommen 50.000 Radstellplätze an Haltestellen und 50.000 Stellplätze an Schulen, vor Geschäften und Kulturstätten. An S-Bahnhöfen sollen Fahrradparkhäuser inklusive Reparaturservice errichtet werden. Die hierfür nötigen architektonischen Lösungen könnten ebenfalls bundesweit Vorbildcharakter erhalten. Eine erste Inspiration wurde gerade im holländischen Utrecht fertiggestellt: das weltgrößte Fahrradparkhaus, über das wir in der kommenden Ausgabe berichten werden.

Bleibt abschließend zu hoffen, dass der Mobilitätswandel nicht den Städten allein überlassen wird, sondern in Zukunft auch von der fernen, großen Bundespolitik spürbar Rückenwind erhält.

Eine Rolle vorwärts

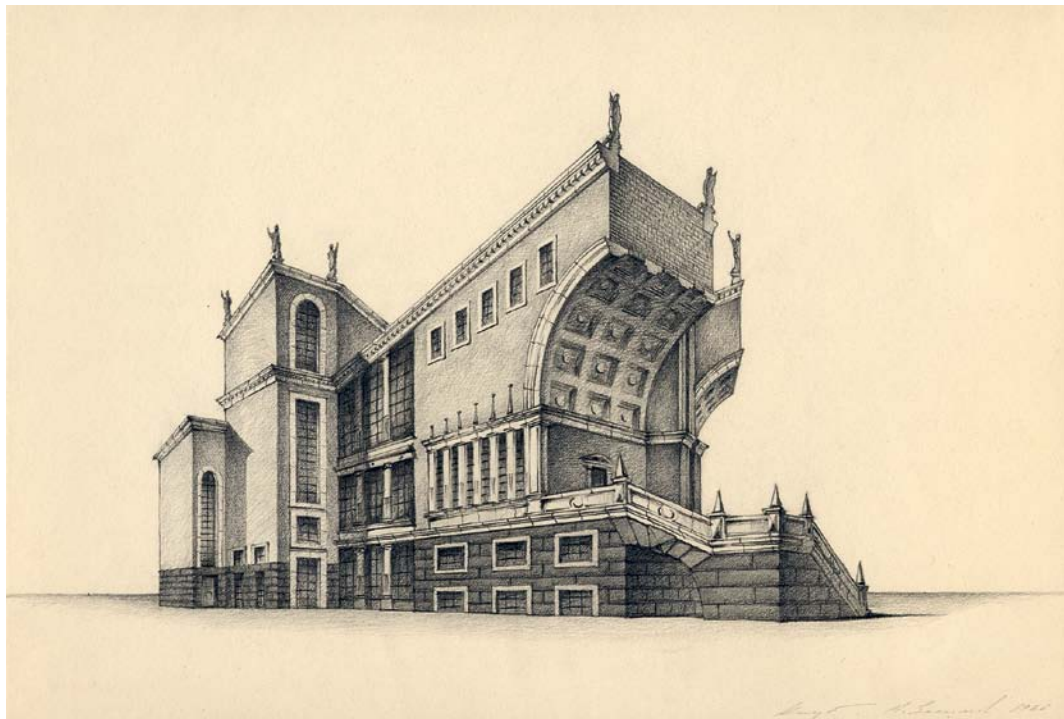
Benedikt Crone

über ein lokales Mobilitätsgesetz mit bundesweiten Folgen



Spaß und Dissidenz

Text **Wolfgang Kil**



Alexander Sossimow, Club, 1986, Bleistift auf Papier, 30 × 45 cm © Alexander Sossimow

Das Berliner Museum für Architekturzeichnung erinnert an die kurze, aber triumphale Karriere jener Nonkonformisten, die schon vor dem Ende der Sowjetunion nach eigenen Wegen suchten. Unser Autor traf Juri Awwakumow, Mitbegründer der Moskauer „Papierarchitekten“ und Kurator der Schau, und schrieb unter dem Eindruck eines Gesprächs über Langeweile, vergessene Avantgarden und den Ehrgeiz, endlich im weltweiten Architekturzirkus mitzuspielen

Es zählt zu den Folgen des Kalten Krieges, dass Architekturphänomene der östlichen Hemisphäre bis heute kaum Aufnahme in den internationalen Baugeschichtskanon finden. Selbst die kürzliche „Entdeckung“ einer verwegenen Ostmoderne konnte das ewige Klischee von der Plattenbaustrisese nicht wirklich erschüttern. Den grafischen Kabinettstückchen der Papierarchitektur ergeht es kaum besser. Dabei waren sie Teil jener nonkonformistischen Kultur, die in den 80er

Jahren erste Risse im erstarrten Sowjetsystem erkennen ließ. Bei aller Verschiedenartigkeit können die Phantasieprojekte doch generell als Vorahnungen fundamentaler Gesellschaftsumbrüche gelten. Zugleich waren sie Exportschlager für den Markt architektonischer Eitelkeiten in Westeuropa und Übersee. Wie ging das zusammen?

Die ab den späten 70er Jahren in Moskau wirkenden Papierarchitekten beeindrucken nicht

nur durch altmeisterliche Zeichenkunst. Noch mehr fasziniert die Doppelbödigkeit ihrer Bildideen. Da erscheint etwa der Russakow-Klub, Melnikows Ikone des Konstruktivismus, überwuchert von pompösem Stalin-Barock. Auf einem anderen Blatt lernt ein Fisch das Fliegen, abgeseilt von einem wackeligen Gerüst, das eine träumerische Verwandtschaft mit Tatlins Denkmal der Dritten Internationale zeigt.

Solche Verweise waren ernst gemeint, als Verbeugung vor der verfemten Avantgarde: „Die Visionäre der 1920er Jahre wurden damals als Spinner, eben als ‚Papierarchitekten‘ abgetan. Ein absoluter Negativbegriff, also haben wir uns bewusst so genannt.“ Juri Awwakumow kommt ins Schwärmen, wenn er von den 80er Jahren erzählt. Während die Sowjetunion zähen Niedergang und das Aufkeimen der Perestroika durchlebte, waren ein paar junge Wilde vom Moskauer Architekturinstitut MArchI in den Phantasiewettbewerben japanischer oder französischer Architekturmagazine auf Siegerplätze regelrecht abonniert: „Manche konnten von den Preisgeldern eine ganze Weile leben.“

Bis heute ist das Erfolgsgeheimnis dieser kurz aufflackernden Episode nicht wirklich geklärt. Ihre Protagonisten tragen auch wenig zur Erhellung bei, wenn sie, neben diebischem Spaß am Katz-und-Maus-Spiel mit den Zensurbehörden, vor allem von Langeweile reden, und von überschüssiger Kraft. Um sich nicht wie die ältere Generation draußen im Land mit industrieller Massenproduktion herumquälen zu müssen, vertrieb eine junge Szene am MArchI sich die akademische Schonzeit mit dem Bilderausch der im Westen gerade florierenden Postmoderne. „Das Schaffen von Welten, die nicht zur totalen Verwirklichung bestimmt sind, ist teils eine unverantwortliche Angelegenheit, teils eine lustige Sache“, umschreibt der Kunstkritiker Alexander Rappaport

das schwebende Selbstgefühl von Kreativen, denen die Nachwelt lieber nur ein klares Motiv unterstellt: Dissidenz! „Für uns waren das Helden“, bekennt eine Kollegin aus St. Petersburg, noch immer mit leuchtendem Blick.

Papierarchitekturen kamen nicht nur aus der Hauptstadt. Die auffällig grau getuschten Aquarelle aus Nowosibirsk verbreiten allerdings eher dystopische Düsternis. Was fern von Moskau (und vom westlichen Wettbewerbsrummel) ihr Sibirien an post-utopischen Träumereien weckte, nannten die Absolventen des örtlichen Bau- und Ingenieurinstituts selbst „traurigen Punk“. In Estland war es wiederum anders. Dort schwärmte eine fest verschworene Clique nicht bloß platonisch für jedwede Postmoderne, sondern wollte die unbedingt selber bauen, und sei es als Datscha am Waldesrand. Ihre freien Grafiken waren bissige Kommentare zur Zeit. Die „Tallinner Schule“ trug schon Züge einer Künstlerkommune, ihre Geschichte wurde hierzulande noch nirgends erzählt.

Nun zur unvermeidlichen Frage: Gehören die oft schwer literarischen, manchmal bloß spielerischen Bildtableaus überhaupt in Architekturdiskurse? Die Geschichte kennt immer wieder Phasen, in denen Vordenker die Grenzen der eigenen Profession überschreiten: Das theatrale Pathos der Gläsernen Kette ist ohne den Expressionismus schwer zu erklären. Metabolismus oder Archigram sind undenkbar ohne die Eruptionen der Popkultur. Um den Tiefsinn sowjetischer Papierarchitekten zu ergründen, sollte man Bulgakow gelesen haben, Daniil Charms oder Ilf & Petrow. In deren Romanen und Kurzgeschichten wimmelt es von grotesken Situationen, diabolischen Begegnungen, tiefschwarzem Humor. Ein Déjà-vu der guten alten Schauerromantik, nun aber losgelassen auf alle Ungereimtheiten der (Sowjet-)Moderne. Nicht zufällig hu-

Juri Awwakumow, Juri Kusin,
Roter Turm, 1986/1994, Mono-
typie, 54 × 39,7 cm
© Juri Awwakumow, Juri Kusin



schen über die Blätter von Brodsky, Utkin & Co. immer wieder Gestalten wie aus „Meister und Margerita“.

Als Aufbegehrende gegen lähmende Stagnation, zugleich als Szenenbildner eines spezifisch russischen Welttheaters werden die Architekturpoeten in einschlägigen Galerien und Museen wohl geschätzt. Seit sie 1984 erstmals gemeinsam ausstellten, wird vor allem das Œuvre der Moskauer Gruppe weltweit herumgereicht. Leider haben einige nach dem Ende der Sowjetära der Verlockung nachgegeben, tatsächlich aus „papieremem Geiste“ real zu bauen. Was Stift und Pinsel an zauberischem Geist hervorbrachten, verführt jedoch im Fegefeuer von Investorenwünschen meist zu Provinzkitsch oder unfreiwilliger Satire. Diesen Abgesang teilen Papierarchitekten dann mit ihren Kollegen weltweit. Vom Alltag der Postmoderne im Westen reden wir ja heute auch nicht anders.

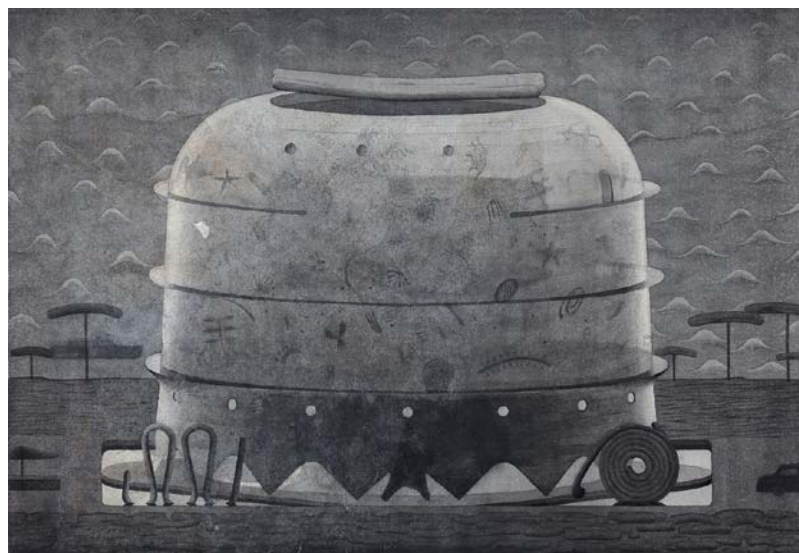
Zentrifugale Tendenzen: Tallinn – Moskau – Nowosibirsk

Tchoban Foundation, Museum für Architekturzeichnung,
Christinenstraße 18a, 10119 Berlin

www.tchoban-foundation.de

Bis 18. Februar

Der Katalog kostet 27 Euro



Andrei Kusnezow, Museum
der Unterwassertiere
und -pflanzen, 1989, Aqua-
rell auf Karton, 51 × 72,2 cm
© Andrei Kusnezow